

Essensbringer

„Die Leute wollen ja fahren“

Der Stammtisch der über 70 Leipziger Foodora-Kuriere diskutiert die neue App, mit der seit letzter Woche die Schichten vergeben werden. Die Flexibilität, mit der Foodora vor allem Studierende überzeugt, wird jetzt durch Mindest-



wochenstunden eingeschränkt. In der WhatsApp-App-Gruppe der „Rider“ kündigen bereits die ersten an, kündigen zu wollen, weil sie sich in Prüfungszeiten nicht mehr freinehmen können.

„Das ist trotzdem der beste Job, den ich jemals hatte“, sagt eine Studentin. Ein anderer fügt hinzu: „Es hat was für sich, dass einem nicht ständig der Chef über die Schulter schaut.“ Ein eigenes Fahrrad müssen die Rider mitbringen und regelmäßig warten – auf eigene Kosten und in der Freizeit.

Zwar gibt es eine Verschleißpauschale von 25 Cent pro Stunde für die Kuriere. Die kann in Leipzig aber nirgends eingelöst werden. Einen Teil des Stundenlohns von neun Euro brutto müssen die Rider also in Fahrradteile investieren – und in ein Smartphone, denn der Liefervorgang wird per App abgewickelt. Umso wichtiger ist es für die Fahrer, Trinkgeld zu bekommen. Keine Selbstverständlichkeit, erzählt einer der Rider: „Manche behandeln einen wie den Paketdienst. Da wird einem das Essen aus der Hand gerissen und die Tür zugeschlagen.“ Nur etwa jeder zweite Kunde gibt Trinkgeld, im Schnitt fünf Prozent des Bestellwerts, schätzen die Rider. Das könnte daran liegen, dass die Kunden glauben, schon mit der Liefergebühr Trinkgeld gezahlt zu haben.

Dass sich Kunden aufgrund der Arbeitsbedingungen von den Lieferdiensten abwenden, findet Theresa Ingendaay von der Deliverunion schade. Seit Oktober 2017 ist die junge Fahrradkurier-Gewerkschaft in Leipzig organisiert. „Die Leute wollen ja fahren“, sagt sie. Wenn weniger bestellt wird, entziehe das den Kurieren die Grundlage. Bei schlechter Auftragslage verfällt der Bonus, den erfolgreiche Fahrer erhalten, wenn sie neben weiteren Kriterien mehr als zwei Lieferungen pro Stunde schaffen. Wer als Kunde seine Unterstützung zeigen will, solle also lieber Trinkgeld geben, als Foodora zu boykottieren.

Amy Wittenberg

Im Dienst der Sättigung: Foodora-Radler unterwegs
Foto: dpa

Aus der Vorhölle

Eine erste Retrospektive widmet sich dem Werk von Arno Rink. Ein Filmportrait des Malers auf Arte vervollständigt das Bild dieses Wegbereiters der Neuen Leipziger Schule

Von Sarah Alberti

Neo Rauch, Michael Triegel, Christoph Ruckhäberle und David Schnell – sie alle haben bei ihm studiert. Der Maler und Zeichner Arno Rink war ihr Professor an der renommierten Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig, wo er von 1979 bis 2007 die Klasse für Malerei/Grafik leitete. Im vergangenen September ist Rink im Alter von 76 Jahren verstorben. „Ohne Arno Rink gäbe es diese Neue Leipziger Schule überhaupt nicht“, verdeutlicht Gerd Harry Lybke, Kopf der Galerie Eigen+Art. Immerhin vier der 24 von ihm vertretenen Künstler haben bei Rink studiert. Und es sind bei Weitem nicht nur die Superstars, die er geprägt hat, eine ganze Generation Leipziger Maler ging bei ihm in die Lehre.

Das Leipziger Museum der bildenden Künste widmet dem Künstler nun die erste umfassende Retrospektive: Unter dem schlichten wie eingängigen Titel „Ich male!“ sortieren sich die 65 Werke teils chronologisch, teils thematisch. Neben den Werktiteln informieren kurze Wandtexte über den jeweiligen Zeitkontext, auf die von Direktor Alfred Weidinger sonst gern benutzten überdimensionalen Zitate an der Wand wurde verzichtet. Die Bilder hät-

ten sie auch nicht ausgehalten. Soviel wird da erzählt, geliebt, gezweifelt. Rink stammte aus einem kommunistisch geprägten Arbeiterhaushalt, hat sich dem sozialistischen Realismus zunächst noch verpflichtet gefühlt. Doch die Gleichmacherei hat ihn gestört. Der menschliche Körper ist das Kontinuum in seinen Bildern, zentral in Szene gesetzt, mal erotisch, mal symbolisch, mal surreal, geprägt auch vom Rückgriff auf die Antike und die Bibel. Und immer wieder meint man, Rinks markanten Kopf zu erkennen.

„Wobei sein Inneres wahrscheinlich eine Art Vorhölle gewesen sein muss, denn ich habe nie jemanden erlebt, der so zerrissen und selbstzweifelnd war“, erklärt Neo Rauch im Film „Der Maler Arno Rink“, der am

Der Weg in die Abstraktion ist für Rink nicht die Lösung

Sonntag erstmals bei Arte ausgestrahlt wird. Am eindrücklichsten verdeutlichen dies in der Ausstellung die Bilder aus den Umbruchjahren: „Ich verbrenne meine Bilder“ und schließlich

1990 „Brennendes Atelier“. Mit dem Ende der DDR wird die figurative Malerei für tot erklärt, Fotografie und Medienkunst sind gefragt. Ost- und Westkunst lässt sich nicht vertraglich wiedervereinen – doch der Weg in die Abstraktion ist für Rink nicht die Lösung. Von der politischen Dimension dieser Zeit zeugen hochformatige Selbstportraits mit dem Titel „Protokolle einer Ministerbesprechung“, alle aus dem Jahr 1991. Rink war der einzige Rektor auf dem Staatsgebiet der Ex-DDR, der nach der Wende im Amt bestätigt wurde. Als solcher war er verantwortlich für sämtliche Reformprozesse an der Hochschule. Immer wieder musste er für Gespräche nach Dresden, die verhörartig abließen und die er laut Wandtext als traumatisch empfand.

Eindrücklich beginnt und schließt der Rundgang mit einer Serie von Atelierbildern: Rink war Vollblutmalers, hatte am Ende weniger Angst vor dem Tod, als davor nicht mehr arbeiten zu können. Mit seinem Tod beginnt der 50-minütige Film von Nicola Graef. Sogar bei der Beisetzung war die Kamera dabei. Unnötig für den Zuschauer, der die Trauernden beobachten muss. Abgesehen vom zeitlich schlicht falschen Untertitel – hier wird Rink als Wegbereiter der Leipziger Schule betitelt, zu

der jedoch unter anderem sein eigener Lehrer Bernhard Heisig gezählt wird – überzeugt die differenzierte Darstellung der Rolle der Kunst in der DDR. Fakten, Archivmaterial und nicht zuletzt die O-Töne von Galerist Lybke ordnen Rink in dieses System ein. Vom Künstler selbst gibt es kaum Filmmaterial, umso mehr Raum kommt

seinen Bildern und den Erinnerungen seiner Familie, Vertrauten und Schülern zu.

„Wunschlos unglücklich“ sei er gewesen, so vermerkte Arno Rink in einem seiner 28 Tagebücher. Auch stationäre Klinikaufenthalte hätten sein Leben geprägt. „Wenn er dann drei Tage dort war, fing die Gruppe an zu malen“, verrät seine Frau Christine in der Dokumentation und verdeutlicht den lebenserhaltenden Stellenwert, den die Malerei für Rink hatte. Über der Arbeit an einem Bild der Judith ist er verstorben.

„Arno Rink – Ich male!“, Museum der bildenden Künste Leipzig, bis 19. August 2018



1968 vollendete Arno Rink das „Lied vom Oktober II“
Foto: VG Bild-Kunst Bonn



Helke Ellersiek
Balkongespräche

Granatenmäßige Aufrüstung für die innere Sicherheit

Meine Nachbarin sagt, die Polizei sollte eigentlich viel mehr Erlaubnisse bekommen. Dann etwa, wenn sie die mittlerweile polizeibekanntesten Einbrecher verhören, die mutmaßlich in meiner Wohnung herumgewühlt haben. „Die werden die ja wohl zum Reden kriegen, da muss es doch Methoden geben!“, empört sich meine Nachbarin. Überhaupt: Früher sei hier alle zehn Minuten die Polizei entlangefahren, jetzt müsse man die Streifen suchen in diesem Viertel, das immer krimineller werde. Aber immerhin – neulich sei ja wieder mal diese Shisha-Bar durchsucht worden. Bestimmt gebe es da Zwangsprostitution, ist sie überzeugt.

Vergangene Woche gab es wieder eine Razzia in besagter Gaststätte. Breitbeinig standen die SEK-

Beamten vor dem Eingang, raus oder rein durfte keiner ohne Uniform, Infos wurden auch nicht herausgegeben – doch Sicherheit hat ihre Ganzkörpervermummung nicht unbedingt vermittelt. Künftig könnten zu der Aufmachung Maschinengewehre und Handgranaten dazukommen, wenn es nach dem Willen der sächsischen Regierung geht. Die plant die umfassendsten Änderungen seit 1999. Medien haben den Entwurf diese Woche geleaked.

Demnach soll die Polizei neben den neuen Waffen die Erlaubnis zum Einsatz von Gesichtserkennungssoftware an der Grenze zu Polen und Tschechien bekommen, auch die Befugnisse in Video- und Handyüberwachung werden mehr: Selbst Journalisten und Beratungsstellen dürfen

dann abgehört werden. Die Polizei hingegen muss sich zwar ausweisen – das gilt aber nicht, „wenn die Umstände es nicht zulassen“. Eine Kennzeichnungspflicht oder gar Bodycams wird es natürlich nicht geben: Da würden sich die Überwacher ja überwachbar machen.

Ob das Gesetz der Polizei bei ihren Razzien helfen wird? Noch im März gab es im Leipziger Norden und Osten eine Razzia mit 450 Beamten. Gefunden haben sie weder Drogen noch Waffen, dafür zwölf Kilo unversteuerten Wasserpfeifentabak und zufällig drei gesuchte Personen als Beifang. Die Polizei sprach von einem „vollen Erfolg“. Das sollten die Leipziger Beamten mal der Landesregierung sagen: Wenn alles so toll läuft, braucht es ja gar kein neues Polizeigesetz.